

Anne Lipp

Heimatwahrnehmung und soldatisches „Kriegserlebnis“

Mit dem Schlagwort vom „Kriegserlebnis“ und den darin enthaltenen Vorstellungen von „Kampfgeist, Opferbereitschaft, Uneigennützigkeit und Nationalismus“¹ verstanden es in der Weimarer Republik vor allem aggressiv-nationalistische Kreise, den ehemaligen Kriegsteilnehmern positive Identifikationsangebote für ihre Kriegserfahrungen zu machen.² In dieser öffentlich gepflegten Erinnerung an das „Kriegserlebnis“ wurden nicht nur die ungeheuren Strapazen des Frontalltags zur männerbündischen Schützengrabengemeinschaft stilisiert,³ sondern auch das Verhältnis zwischen Frontsoldaten und Heimat nachträglich neu definiert. Die erfolgreiche Lancierung der Dolchstoßlegende vermochte über ihre unmittelbare Wirkung hinaus nachhaltig die Vorstellung vom „Auseinandertreten zweier Lebenswelten“,⁴ von scharfen Gegensätzen und Trennungslinien⁵ sowie von der Entfremdung der Soldaten von der Heimat⁶ zu prägen. Neuere Forschungen haben dieses Bild bereits korrigiert,⁷ und vor allem die Erschließung der Feldpostbriefe⁸ wirft ein neues Licht auf das Verhältnis der Frontsoldaten zur Heimat.

Die Wahrnehmung der Heimat durch die Frontsoldaten als Bestandteil des „Kriegserlebnisses“ und der Kriegserfahrung während des Krieges – im Unterschied zu der nach dem Krieg gepflegten Erinnerung – ist Gegenstand des vorliegenden Beitrags.⁹ Die Quellengrundlage, auf die sich diese Untersuchung

¹ Wilhelm Kleinau: *Stahlhelm und Staat*, Berlin 1929, 31.

² Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*, 2. Auflage, München 1978, 96, 109; Richard Bessel: *Germany after the First World War*, Oxford 1993, 262f.; B. Ulrich / B. Ziemann (Hg.): *Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente*, Frankfurt a. M. 1994, 11, 15.

³ George L. Mosse: *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993 (engl. Oxford 1990), 123; ders.: *Über Kriegserinnerungen und Kriegsbegeisterung*, in: M. van der Linden / G. Mergner (Hg.): *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, 27-36, 28.

⁴ Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, 851.

⁵ Marc Ferro: *Der Große Krieg*, Frankfurt a. M. 1988 (frz. Paris 1969), 257, 274.

⁶ Nipperdey, 855.

⁷ Hier ist insbesondere die Arbeit von Ute Daniel: *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989, zu nennen.

⁸ Vgl. hierzu den Beitrag von Aribert Reimann in diesem Band.

⁹ Wenn im folgenden von Soldaten beziehungsweise Frontsoldaten die Rede ist, so sind damit die einfachen Soldaten, die Mannschaftsdienstgrade im Gegensatz zu den Offizieren gemeint. Das „Kriegserlebnis“ der Offiziere ist nicht Gegenstand dieser Untersuchung.

stützt, bilden die zwischen 1914 und 1918 auf deutscher Seite entstandenen Feldzeitungen. Ein besonderer Vorzug der Feldzeitungen ist, daß sich mit ihrer Hilfe auch Bereiche des Verhältnisses Front-Heimat ausleuchten lassen, die in der brieflichen Kommunikation nicht thematisiert werden.¹⁰

1.

Da es sich bei den Feldzeitungen um einen bisher vernachlässigten Quellenbestand handelt, somit auch noch keine quellenkritische Untersuchung vorliegt,¹¹ erscheint es sinnvoll, zunächst die Entstehungshintergründe dieser Quelle aufzuzeigen und ihren Aussagewert zu bestimmen.

Während des Ersten Weltkriegs entstanden etwa 110 Feldzeitungen im Bereich von Front und Etappe.¹² Um die Bandbreite zu verdeutlichen, innerhalb derer sie anzusiedeln sind, sollen zwei Herausgeber zur Frage der Entstehungsgeschichte ihrer Zeitungen gehört werden.

Feldwebel Edmeier, der Herausgeber der Zeitung „Der Bayrische Landwehrmann“, berichtet in einem 1916 verfaßten Büchlein von der „Entstehung der Ersten deutschen Schützengrabenzeitung“. Danach fing alles damit an, daß Edmeier Witze und kleine Verse auf Zettel schrieb und diese – seinen Kameraden zur Aufmunterung – an Bäumen befestigte. Die Soldaten zeigten Interesse an dieser Art von Abwechslung, und als Edmeier zufällig von früheren Feldzeitungen erfuhr, beschloß er diesem Beispiel zu folgen. Die Resonanz unter den Soldaten auf das hektographierte Doppelblatt – aus mehr bestand die Zeitung nicht – war groß. Damit führte das Zusammentreffen mehrerer Zufälle zu einer Schützengrabenzeitung, die bis Kriegsende bestehen sollte.¹³

Von der Entstehung der „Liller Kriegszeitung“ berichtete der Herausgeber, Hauptmann Hoecker:

„Der Gedanke, den Truppen einen Lesestoff zu bieten, der ihnen das Herz erwärmt und ihnen erzählt von dem frischfröhlichen Soldatengeist aller Truppenarten ... ist gleichzeitig mehrfach aufgetaucht ... Ein flottes Zusammenfassen der literarischen Kreise geschah dann auch durch das Armee-Oberkommando der 6. Armee und das Gouvernement Lille.“¹⁴

¹⁰ Ein Beispiel hierfür sind die Irritationen der Soldaten angesichts der als verändert – verbessert – wahrgenommenen Position der Frauen in Beruf und Familie. Genaueres hierzu vgl. unten.

¹¹ Dies wird ein Teil meiner in Arbeit befindlichen Dissertation sein.

¹² Karl Kurth: Die deutschen Feld- und Schützengrabenzeitungen des Weltkriegs, Phil. Diss., Leipzig 1937; Richard Hellmann / Kurt Palm: Die deutschen Feldzeitungen, Freiburg i. Br. 1918. Für die vorliegende Untersuchung wurden der Bestand an Feldzeitungen des Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart, und der Universitätsbibliothek Tübingen ausgewertet.

¹³ M. Edmeier: Entstehung und Weiterentwicklung der ersten deutschen Schützengrabenzeitung und des ersten deutschen Schützengrabenverlags, (erschieden im Schützengrabenverlag) 1916, 8-16.

¹⁴ Liller Kriegszeitung. Eine Auslese aus Nummer 1-40, hg. von Hptm. d. L. [Paul Oskar] Hoecker und Rittmeister Freiherr von Ompteda, Berlin / Leipzig / Wien 1915, 2.

Die Unterschiede zwischen diesen beiden Feldzeitungen sind schnell aufgezählt: „Der Bayrische Landwehrmann“ entstand spontan und wurde mit primitiven Hilfsmitteln von dienstpflichtigen Soldaten in unmittelbarer Nähe zum Frontgeschehen gemacht. Die „Liller Kriegszeitung“ dagegen war ein vom Armee-Oberkommando initiiertes Unternehmen und entstand am Ort der Etappenkommandantur mit Hilfe materieller und personeller Unterstützung von höchster Stelle. Diesen großen Unterschieden muß auch in der Bezeichnung Rechnung getragen werden. Zu unterscheiden sind deshalb *Schützengrabenzeitungen* in der Art des „Bayrischen Landwehrmanns“ und *Armeezeitungen* wie die „Liller Kriegszeitung“.¹⁵

Der erste flüchtige Blick auf die erhalten gebliebenen Schützengrabenzeitungen zeigt, daß dies keine Erzeugnisse „von oben“ waren, sondern der Eigeninitiative der Soldaten entsprangen.¹⁶ In einem Präsentationsschreiben der Herausgeber der „Schützengrabenzeitung für den Abschnitt II/19“, für die in Nummer 1 „Niemand“ verantwortlich zeichnet, „weil für den Krieg auch Niemand verantwortlich sein will“,¹⁷ heißt es zum Beispiel:

„Geehrte Leser!

... so dürfte es gut sein dem Ernste des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen zu suchen. Jedenfalls wird das vorliegende Blatt sich zur Aufgabe machen den Kreis der Leser zu erheitern und Vorkommnisse lokaler Art zu verbreiten.“

Mit den Schützengrabenzeitungen verfolgten Herausgeber und Verfasser das Ziel, ihre Kameraden zu erheitern, die psychischen Überbelastungen des Krieges abzumildern.

Als das Produkt kleiner militärischer Einheiten – in der Regel einer Kompanie – waren Schützengrabenzeitungen stark an das Umfeld gebunden, in dem sie entstanden. Dementsprechend hatten die Zeitungsmacher auch nicht die großen Ereignisse des Krieges im Blick, sondern die „Vorkommnisse lokaler Art“, das Umfeld, in das der Krieg sie zwang. Mit Witz, Spott und Ironie wurden die Qualität des Essens, das Verhalten von Vorgesetzten, die Freuden und Leiden im Zusammenhang mit der Feldpost und der Urlaubserteilung, die Abwesenheit des anderen Geschlechts und vor allem die Feinde aufs Korn genommen und abgehandelt. Ernste Themen – Verwundung und Tod, aber auch Sehnsucht nach der

¹⁵ Nicht alle Feldzeitungen lassen sich eindeutig als Schützengraben- oder Armeezeitungen charakterisieren. Zwischen diesen beiden Kategorien gibt es noch eine Vielzahl anderer Feldzeitungen, die ihrem Charakter nach den Armeezeitungen zugeordnet werden können, wengleich sie auch in kleineren militärischen Einheiten entstanden.

¹⁶ Nach Kurth, gab es zwischen 1914 und 1918 14 Schützengrabenzeitungen. Von fünf sind heute noch alle erschienenen Nummern vorhanden. Das sind: „Der Bayrische Landwehrmann“, „Der Drahtverhau“, „Die Sappe“, „Schützengrabenzeitung für den Abschnitt II/19“ und „Im Schützengraben in den Vogesen“.

¹⁷ So zu lesen in der Kopfzeile der Schützengrabenzeitung.

Heimat – konnten mit den Mitteln des Spotts nicht angegangen werden. Sie wurden daher auch nur marginal behandelt. Ebensovwenig spielte der Krieg als Groß- und Gemeinschaftsereignis eine Rolle.

Gestaltet wurden die Schützengrabenzeitungen von wenigen Mitarbeitern. Zwar waren alle Soldaten aufgefordert mitzuarbeiten, in der Praxis bildeten aber die Herausgeber der Zeitungen nicht nur Initiatoren und Koordinatoren, sondern lieferten auch die Mehrzahl der Beiträge. Es darf jedoch vermutet werden, daß oft Anregungen von Soldaten, die selbst nicht schreiben und zeichnen wollten, von den schriftkundigeren Herausgebern in druckreife Beiträge umgesetzt wurden. Der „Drahtverhau“ wandte eine besondere Methode an, um die unter den Soldaten zirkulierenden Gesprächsthemen in Erfahrung zu bringen. Er hatte einen „Kolportör“, der seinen Kameraden auf die Lippen schaute und so potentiellen Stoff in die Zeitung brachte.¹⁸

Über die Herausgeber ist aus den Zeitungen – abgesehen von Name und Dienstgrad – nichts zu erfahren. In der militärischen Hierarchie zählten sie als Feldwebel, Unteroffiziere oder Gefreite zu den Mannschaftsdienstgraden. Welcher sozialen Schicht die Herausgeber im zivilen Leben angehörten, ist nicht feststellbar.

Die Antriebskräfte, die zur Entstehung einer Schützengrabenzeitung führten, das Umfeld, dem die Beiträge entnommen wurden, und die behandelten Themen legen es nahe, diese Zeitungen als Erzeugnisse zu betrachten, die in direktem Bezug zum „Kriegserlebnis“ der Soldaten entstanden. Dies änderte sich, als im März 1916 beim Generalstab des Feldheeres eine Feldpressestelle eingerichtet wurde, die zunehmend Einfluß auf den Inhalt der Schützengrabenzeitungen nahm, so daß sich deren Charakter ab Mitte 1916 deutlich wandelte.¹⁹ Mit der Einrichtung der Feldpressestelle wurde ein zentraler Zugriff auf alle Feldzeitungen möglich. Durch die Herausgabe von Korrespondenzen, die allen Feldzeitungen Artikel zum Nachdruck anboten, versuchte die Feldpressestelle, direkten Einfluß auf den Lesestoff der Soldaten zu nehmen.²⁰ Als folgenreichere Maßnahme erwies sich, daß alle Feldzeitungen veranlaßt wurden, zwei Belegexemplare jeder erscheinenden Ausgabe einzusenden.²¹ Das bedeutete keine direkte Zensur; aber das Bewußtsein, nicht mehr nur bei den Kameraden, sondern auch bei der Feldpressestelle gelesen zu werden, führte zwangsläufig zu selbstauferlegten Einschränkungen bei Auswahl und Behandlung der Themen. Zwei der hier untersuchten Schützengrabenzeitungen – „Schützengrabenzeitung für den Abschnitt II/19“ und „Im Schützengraben in den Vogesen“ – stellten nach Errichtung der Feldpressestelle ihr Erscheinen ganz ein. Die anderen konnten sich dem Einfluß der zentralen Propagandastelle nicht entziehen und veränderten ihr Erscheinungsbild

¹⁸ Der Drahtverhau, Nr. 33, April 1916.

¹⁹ Kurth, 226.

²⁰ Kurth, 228.

²¹ Kurth, 229.

in Tonfall und Aussehen erheblich. Die Beiträge wurden zahmer, d.h. die Witze harmloser und salonfähiger. Statt der bisherigen Dauerbrenner – z.B. Verpflegung, Vorgesetzte oder Feldpost –, die spöttisch und zynisch variiert wurden, gab es nun leichte Kost: Ab Mitte 1916 wurden kleine Mißgeschicke der Soldaten, Mißverständnisse und Tölpelien als Witze angeboten. Verglichen mit den früheren Beiträgen waren diese neuen Produkte ebenso farb- wie harmlos. Zudem gewannen die Korrespondenzartikel der Feldpressestelle mehr und mehr an Raum.

Aufgrund dieser Veränderungen können die ab Mitte 1916 erschienenen Schützengrabenzeitungen nicht mehr als unmittelbare Zeugnisse des soldatischen „Kriegserlebnisses“ angesehen werden. Dennoch lassen die nach März 1916 erschienenen Ausgaben wertvolle Rückschlüsse auf die Kriegserfahrungen der Frontsoldaten zu. Denn nun kam auch in den Schützengrabenzeitungen ein Muster zum Tragen, welches in den Armeezeitungen von Anfang an angewandt wurde.

Kam bei Schützengrabenzeitungen die Initialzündung „von unten“, läßt sich für die Armeezeitungen²² ebenso eindeutig festhalten, daß diese in stimmungs- und moralstärkender Absicht „von oben“ gemacht und eingesetzt wurden. Die Gründung der ausgewerteten Armeezeitungen erfolgte jeweils auf Anregung eines hohen Dienstgrades oder gar des Armee-Oberbefehlshabers selbst. Die Bedingungen, unter denen die Armeezeitungen hergestellt wurden, waren verglichen mit jenen der Schützengrabenzeitungen ungleich günstiger. Sie wurden nicht nur „von oben“ verfügt, sondern entsprechend auch ausgestattet: mit Druckpressen, Papier und Personal. Dies spiegelte sich nicht zuletzt in der Auflagenhöhe wider: Erschienen die Schützengrabenzeitungen in Auflagen zwischen 80 und 2.000 Exemplaren, erreichten die Armeezeitungen eine durchschnittliche Auflagenzahl von 35.000 Exemplaren, die „Liller Kriegszeitung“ sogar von 75.000.

Auch die Armeezeitungen wollten Soldatenzeitungen sein und beanspruchten, in unmittelbarer Tuchfühlung mit den Schützengräben zu entstehen. Der Herausgeber der „Liller Kriegszeitung“ betonte,

„daß die ‚Liller‘ in erster Reihe das Werk jener feldgrauen Brüder ist, die unter dem unmittelbaren Eindruck gewaltiger Kriegserlebnisse ihre Stimmungen und Gedanken, ihre äußere Not und ihr inneres Glück in schlicht-soldatischer Form aufgezeichnet und ihr gewidmet haben.“²³

²² Aussagen, die im folgenden über Armeezeitungen gemacht werden, stützen sich auf vier nahezu vollständig erhaltene Zeitungen: „Die Somme-Wacht“ (später „Wacht im Westen“, dann „Kriegszeitung der 1.~Armee“), „Der Champagne-Kamerad“ (3. Armee), „Kriegszeitung der 4. Armee“ und „Liller Kriegszeitung“ (6. Armee).

²³ Paul Höcker: Drei Jahre Liller Kriegszeitung. Eine Denkschrift zum 2. Dezember 1917, (erschienen im Verlag der Liller Kriegszeitung) 1917, 8.

Für die „Liller Kriegszeitung“ ist es möglich, die egalisierende Bezeichnung „feldgraue Brüder“ zu entschlüsseln und die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit aufzuzeigen. In der Schrift zum dreijährigen Bestehen der Zeitung sind die Mitarbeiter unter Nennung ihres militärischen Dienstranges und ihres zivilen Berufes aufgeführt. Danach beteiligten sich an der Gestaltung der „Liller“ 20 Offiziere – vom Leutnant über den Hauptmann und Major bis hin zum Oberst war alles vertreten –, 15 Mannschaftsdienstgrade – Unteroffiziere und Vizefeldwebel – und 22 Mitarbeiter ohne militärischen Dienstrang, darunter ein Kriegsberichterstatteer und eine Schriftstellerin. Aufschlußreicher als die militärischen Dienstgrade sind die zivilen Berufe. Aus diesem Blickwinkel gesehen, sind die Mitarbeiter nahezu ausschließlich dem Bürgertum, die Mehrheit dem Bildungsbürgertum zuzuordnen. Vertreten waren vor allem künstlerische Berufe, Lehrende und Studenten sowie technische, administrative und kaufmännische Berufe. Die unterbürgerlichen Schichten vertrat lediglich ein Koch.²⁴ Handwerker fanden sich – von dieser einen Ausnahme abgesehen – genausowenig unter den Mitarbeitern wie Arbeiter und Bauern. Einen repräsentativen Querschnitt der Frontsoldaten stellten die Artikelschreiber der „Liller Kriegszeitung“ mithin nicht dar.

Nicht nur aufgrund der sozialen Zusammensetzung der Mitarbeiter, sondern auch wegen der Nähe zur offiziellen Linie, zur offiziellen Propaganda, sind die Armeezeitungen nicht als unmittelbares Dokument des „Kriegserlebnisses“ der großen Mehrheit der Soldaten auszuwerten. Der direkte Einfluß der Feldpressestelle auf die Armeezeitungen war ungleich größer als auf die Schützengrabenzeitungen. Dies zeigt sich beispielsweise darin, daß die Beiträge in den Armeezeitungen – häufig handelte es sich um Korrespondenz-Artikel der Feldpressestelle – bei der Themenwahl weitgehend den Empfehlungen und Leitsätzen folgten, welche die OHL für die Propaganda innerhalb des Heeres herausgab. In den am 29. Juli 1917 bekanntgegebenen „Leitsätzen für den vaterländischen Unterricht unter den Truppen“ wurden die Themen benannt, die vornehmlich aufzugreifen seien: Ursachen des Krieges, die wirtschaftliche Situation in Deutschland, Bedeutung und Folgen eines verlorenen Krieges oder die Versorgungsschwierigkeiten in der Heimat.²⁵ Dies waren in etwa auch die thematischen Schwerpunkte der Armeezeitungen, wenn sie versuchten, auf die Stimmung der Soldaten Einfluß zu nehmen.

Selbst wenn die Armeezeitungen als das Produkt einer gehobenen Sozialschicht einerseits und der Kriegspropaganda andererseits erscheinen, ermöglichen sie Aussagen über das „Kriegserlebnis“ der Soldaten, über deren Einstellung zu Krieg und kriegführender Gesellschaft sowie über das Verhältnis zwischen

²⁴ Aufzählung mit Fotografien bei Höcker, 10-45.

²⁵ „Leitsätze für den vaterländischen Unterricht unter den Truppen“, abgedruckt bei W. Nicolai: Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg, Berlin 1920, 119-122.

Front und Heimat. Denn indem die Feldpressestelle und die militärischen Führungen der einzelnen Armeen die Stimmung der Truppe zu beeinflussen suchten, benannten sie zunächst die als negativ gewerteten Vorgänge unter den Soldaten, um ihnen dann aufmunternd, belehrend oder verleugnend entgegenzutreten zu können. Diese Vorgehensweise der Armeezeitungen entsprach den Anweisungen, welche die „Leitsätze“ gaben: „Der vaterländische Unterricht darf nicht erklärliche Stimmungen eindämmen wollen, die dann unter der Decke verbitternd weiterwirken, sondern soll sie feststellen und zerstreuen. ... In erster Linie gilt es, festzustellen, welche Fragen die Truppen bewegen und der Klärung bedürfen.“²⁶ Diesem Muster folgten die Propagandabeiträge der Armeezeitungen. Sie griffen in vielen Artikeln Stimmungen wie beispielsweise Kriegsmüdigkeit, Friedens- und Heimatsehnsucht auf, die einer erfolgreichen Kriegführung abträglich waren, und versuchten, ihnen mit entsprechenden Argumenten, die den Krieg für notwendig und legitim erklärten, zu begegnen und entgegenzuwirken. Somit machten diese Artikel nicht nur Aussagen über die offiziell gewünschte (mentale) Haltung der Soldaten, sondern auch über die beobachtete Stimmung innerhalb des Heeres.

Dieses Muster – Stimmungen zu beobachten und zu benennen, um ihnen entgegenzuwirken – kam ab Mitte 1916 ebenso in den Schützengrabenzeitungen zum Tragen, so daß sie – trotz der oben beschriebenen Veränderungen – auch nach diesem Datum noch als indirekte Zeugnisse des Frontalltags der Soldaten dienen können. Die durch Beobachtung „von oben“ zustandegekommenen Zeugnisse des soldatischen „Kriegserlebnisses“ sollen mit Hilfe anderer Quellen – Tagebücher und Gutachten, insbesondere aber der in dem Werk des Untersuchungsausschusses publizierten Quellen²⁷ – ergänzt und korrigiert werden.

Auf dieser Grundlage ist es möglich, die Wahrnehmung und das Verhältnis der Soldaten zur Heimat als einen konkreten Bereich des soldatischen „Kriegserlebnisses“ zu untersuchen.

2.

Versucht man die Wahrnehmung der Heimat durch die Frontsoldaten aus den Feldzeitungen herauszupräparieren, wird schnell deutlich, daß es „Heimat“ als homogenes Gegenüber zu „Front“ nicht gab. Anhand dreier Themenkomplexe kann gezeigt werden, daß die Wahrnehmung der Heimat in die Wahrnehmung verschiedener Personengruppen zerfiel, die aus jeweils unterschiedlichen Gründen für die Soldaten an der Front bedeutsam waren. Als Beispiele dienen der

²⁶ Ebd.

²⁷ Das Werk des Untersuchungsausschusses, Reihe 4: Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918, Berlin 1925-1928, Bd. 5 (im folgenden zit. als WUA).



26 Aus „Schützengrabenzeitung II/19“. Dezember 1915

Blick der Soldaten auf das persönliche Umfeld, die Familien; dann auf jene Daheimgebliebenen, die an der Front mit den Bezeichnungen „Wirtshausstrategen“ und „Kriegstreiber“ belegt wurden; und schließlich auf die im Januar 1918 streikenden Munitionsarbeiter. Wie diese drei Personengruppen wahrgenommen wurden, beeinflusste auf jeweils andere Weise die Kriegseinstellung und -erfahrung der Soldaten.

„Heimat“ meinte für die Soldaten in erster Linie die eigene Familie. Das Verhältnis zu diesem Teil von Heimat war von Verbundenheit und Anteilnahme geprägt, was nicht zuletzt in den empfindlichen Reaktionen der Soldaten auf die Versorgungsschwierigkeiten in Deutschland Ausdruck fand. Bereits im Frühjahr 1915 zog die Einführung der Brotmarken offensichtlich eine Welle von Klagen nach sich, so daß in der „Liller Kriegszeitung“ „unvernünftige Schreibernen, in

Briefen, manchmal Klagen von Menschen“ als kurzfristig zurückgewiesen wurden.²⁸ Ein andermal tat sie die Versorgungsschwierigkeiten in Deutschland damit ab, daß es nur „Schleckmäuler“ seien, die „sich immer noch über Kuchen- und Sahneverbot beklagen“ würden, jedoch von einem Mangel an Nahrungsmitteln keine Rede sein könne.²⁹ Wie aber die zahlreichen Artikel über die angeblich gute und gesicherte Ernährungslage³⁰ sowie die direkt an die Soldaten gerichteten Beruhigungsartikel erkennen lassen, waren diese durchaus nicht der Ansicht, in Deutschland fehle es nur an Kuchen und Sahne. Ein solcher Beschwichtigungsartikel läßt die Sorgen der Soldaten um die Angehörigen daheim durchschimmern:

„Und dann mag gewiß ein Tag voll Müh, und Plackerei gewesen sein, Ungeduld und Sehnsucht kommen dazu, und es fliegt einer jener trübseligen Briefe ins Feld und erfüllt das Herz des kämpfenden Mannes mit schwerer Sorge. Der steht im heißen Kampf und schlägt mit starker Hand der Feinde wilden Angriff ab: da kommt die Sorge um die Lieben daheim: ‚Wie soll ich ihnen helfen? Wie kann ich es? Da kommt der Zweifel: ist das nicht alles nutzlos?‘ Und solche Gedanken lähmen Mut und Tatkraft.“³¹

Eine andere als stereotyp wiedergegebene Soldatenäußerung gegen das Zeichnen von Kriegsanleihen – „Ich soll mein Leben aufs Spiel setzen, kämpfen und darben, soll zusehen wie meine Lieben daheim Not und Entbehrung tragen und soll obendrein noch zahlen?“³² – widerlegt die von offizieller Seite gemachten Behauptungen, die Soldaten hätten kein Verständnis für die Klagen der Heimat.³³ Es muß im Gegenteil davon ausgegangen werden, daß es breite Einmütigkeit zwischen Soldaten und Angehörigen daheim gab. Um diese Koalition der Unzufriedenen und Kriegsmüden wußte man auch auf offizieller Seite und versuchte, dagegen anzugehen.³⁴ So wurden die Soldaten wiederholt dazu aufgerufen, die „Lieben zuhause“ zu Geduld zu mahnen, sie aufzufordern keine „Jammerbriefe“ mehr an die Front zu schreiben, da zuviele Klagen den Soldaten nur unnötig den Kampf erschweren würden.³⁵

²⁸ Der Hunger in Deutschland, in: Liller Kriegszeitung, Nr. 46, 4.5.1915.

²⁹ Der gute Haushalter, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 2, Nr. 37, 18.11.1915.

³⁰ U. a.: Unsere Kriegsvorräte zu Beginn des zweiten Kriegsjahres, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 2, Nr. 2, 5.8.1915; Wir haben Vieh genug, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 2, Nr. 44, 9.12.1915; Wir können nicht ausgehungert werden, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 3, Nr. 20, 28.9.1916; Die Nahrungsmittelversorgung in der Heimat, in: Meldereiter im Sundgau (Divisionszeitung), Nr. 21, [1916].

³¹ Sorget nicht, in: Im Schützengraben (Divisionszeitung), Nr. 40, 1.10.1916.

³² Die sieben „Aber“, in: Champagne-Kamerad, Nr. 73, 2. Beilage, 6.5.1917.

³³ So z.B. die Gedichte „Eine Stimme aus dem Schützengraben an die Daheimgebliebenen“, in: Seille-Bote (Regimentszeitung), Nr. 39, 2.4.1916 und „Klagende Briefe. Ein Mahnwort an unsere Frauen“, in: Vogesenwacht (Zeitung einer Sanitätärkompanie), Nr. 7, 26.3.1916.

³⁴ Über die Beteiligten in der Heimat an diesem Bündnis der Unzufriedenen vgl. Daniel, 249-255.

³⁵ Aufruf in: Die Somme Wacht, Nr. 37, 26.2.1917; dieser Aufruf wurde in regelmäßigen Abständen in dieser Armeezeitung wiederholt.

Neben Briefen bot vor allem der Heimaturlaub Möglichkeiten, ein Bild von den Verhältnissen daheim zu bekommen und umgekehrt den Unmut von der Front in die Heimat zu tragen. Was Soldaten und Daheimgebliebene während des Heimaturlaubes an Informationen austauschten, war für die Behörden nicht zu kontrollieren. Eine Front und Heimat übergreifende Koalition der Unzufriedenen zu verhindern, gehörte deswegen zu den vorrangigen Aufgaben der Armeezeitungen. Aus einem „Merkblatt für Urlauber“³⁶ – einem unter vielen – läßt sich erschließen, was die Hauptgesprächsthemen zwischen Frontsoldaten und Angehörigen daheim waren, wenn es um die Beurteilung der aktuellen Lage ging. Zum Beispiel hieß es auf diesem Merkblatt:

„Benütze den Namen deiner Vorgesetzten nicht als Schneuzlappen deiner üblen Laune, sondern denke daran, was sie dir gutes getan haben und wie viele von ihnen gefallen sind!“

Die Soldaten wurden auch ermahnt, nicht über die physischen und psychischen Belastungen des Krieges zu schimpfen, sondern stolz auf das Geleistete zu sein. Schließlich fehlte auch der Hinweis nicht, daß für Brot- und Fleischmarken und die heimatlichen Entbehrungen nicht die Obrigkeit verantwortlich sei, sondern die Engländer die Schuld trügen.³⁷ Aber auch die Daheimgebliebenen wurden in den Feldzeitungen aufgefordert, ihre Alltagsorgen den Soldaten vorzuenthalten. Angesichts ihrer „Jammerbriefe“ wurde die „deutsche Frau“ gefragt:

„Dachtest du daran, daß du ihre Sorgen und Nöte nur noch vermehrest und vergrößerst? Daß du durch deine Klagen ihre Waffen stumpf und ihren Blick trübe machst? ... Fasse den Vorsatz, alles von unseren Lieben da draußen fern zu halten, was ihre Sorgen, ihre schweren Stunden noch vermehren und ihre Zuversicht lähmen könnte!“³⁸

Anders gewendet lassen diese Ermahnungen erkennen, wie intensiv die Soldaten über die kaum noch zu ertragenden Lasten des Krieges und über die schlechte Behandlung durch ihre Vorgesetzten klagten, die Heimat über die nicht funktionierende staatliche Versorgung mit dem Lebensnotwendigsten.

Vor dem Hintergrund der später sich etablierenden Meinung, Heimat und Front seien als Lebenswelten auseinandergetreten, ist es wichtig festzuhalten, daß während des Krieges von offizieller Seite auch gegen eine gemeinsame, sich gegenseitig verstärkende Unzufriedenheit, gegen „gedrückte Stimmung und Verzagtheit auf beiden Seiten“³⁹ angegangen wurde.

³⁶ Verfaßt von Oblt. Flach, Mitarbeiter der Feldpressestelle, abgedruckt u. a. in: Der Champagne-Kamerad, Nr. 108, 6.1.1918.

³⁷ Alles aus dem in Anm. 36 zit. „Merkblatt für Urlauber!“.

³⁸ Deutsche Frau, merk auf!, in: Der Drahtverhau, Jg. 2., Nr. 28, Mai 1917.

³⁹ Wenn ihr auf Urlaub fahrt, in: Kriegszeitung der 4. Armee, Nr. 261, 28.6.1917.

27 Aus „Der Drahtverhau“. Februar 1916



Verbundenheit und darin begründete Anteilnahme bestimmten das Verhältnis der Frontsoldaten zu ihrem persönlichen Umfeld in der Heimat. Allerdings konnte diese Anteilnahme auch zu Irritationen an der Front führen, wenn die geschlechtsspezifische Komponente der Heimatwahrnehmung in den Vordergrund trat. Die Soldaten beobachteten offenbar mit Unbehagen die Möglichkeiten, die sich aus ihrer Sicht den Frauen durch die Kriegssituation boten. „Sexualität/Treue“ und „Frauenemanzipation“ waren die beiden vorherrschenden Themen in diesem Zusammenhang. Vor allem die neue Position der Frauen in traditionellen Männerberufen und als Familienoberhaupt rief Mißtrauen und Skepsis an der Front hervor. Erahnen läßt sich dieses Mißtrauen, wenn beispielsweise die „Kriegszeitung der 4.

Armee“ mit dem programmatisch überschriebenen Artikel „Soll er Dein Herr sein?“ ihre Leser beruhigte. Die Männer würden nach der Demobilmachung selbstverständlich in die alten Berufe zurückkehren und wieder die Familienernährer werden, folglich hätten sie „nicht notwendig den Mut zu verlieren, wenn sie draußen im Schützengraben in stillen Stunden einmal an die auf den ersten Blick so unsichere Zukunft ihrer Stellung in der Familie denken.“⁴⁰

Der geschlechtsspezifischen Dimension der Heimatwahrnehmung soll an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden. Sie mag hier nur als Hinweis auf die Vielschichtigkeit des soldatischen Heimatbildes dienen. Die Anteilnahme an dem, was sich innerhalb des persönlichen Umfeldes abspielte, konnte je nach Blickwinkel zu Solidarität mit den Angehörigen oder zu Irritationen führen. Dieser Vielschichtigkeit der Wahrnehmung wird die Formel vom Auseinandertreten der Lebenswelten nicht gerecht.

Eine weitere Ausdifferenzierung erhielt die Heimatwahrnehmung der Soldaten durch den Blick auf die Männer daheim. Hier gerieten vor allem sogenannte Bierbankstrategen und Kriegstreiber, 1918 dann auch die streikenden

⁴⁰ Kriegszeitung der 4. Armee, Nr. 305, 29.11.1917.

Munitionsarbeiter, ins Visier. Brisanz und Bedeutung bekam das Thema „daheimgebliebene Männer“ insbesondere in der zweiten Kriegshälfte. Die Beiträge handelten hauptsächlich von Empfindlichkeiten der Soldaten gegenüber (männlichen) Besserwissern und „Wirtshausstrategen“.⁴¹ Wenig gelitten waren jene in der Heimat, die alles im voraus schon wußten, denen der Krieg zu langsam ging, die von den Soldaten glaubten, sie hätten ein schönes Abenteuerleben an der Front, und die – um auch etwas zum Krieg beizutragen – „Die Wacht am Rhein“ sangen.⁴² Es waren offenbar keine Sozialisten oder Pazifisten, denen die Kritik dieser Beiträge galt, sondern durchaus Kriegsbefürworter, die in ihren Kriegszielen über die Soldaten verfügten, wenn auch nur verbal.

Schwerwiegender als die Ablehnung der „Wirtshausstrategen“ war der Groll gegen diejenigen Kreise in der Heimat, die den Frontsoldaten als „Kriegsverlängerer“ und „Kriegsgewinnler“ galten. Als die „Liller Kriegszeitung“ im August 1917 den Artikel „Antwort eines deutschen Mannes“ aus den „Eisernen Blättern“ übernahm, bot sie gleichzeitig ein Zeugnis für die Auseinandersetzung der Frontsoldaten mit ihren selbsternannten Kameraden in der Heimat, die mit Worten für einen unbedingten Siegfrieden kämpften.⁴³ In seiner „Antwort eines deutschen Mannes“ reagierte der Herausgeber der „Eisernen Blätter“, D. Traub, auf einen an ihn gerichteten Brief eines Soldaten. Im Namen seiner Kameraden hatte dieser Traub vorgeworfen, vom Krieg keine Ahnung zu haben und ihn mit seinen Reden nur zu verlängern. Das Recht und die Kompetenz, sich über den Krieg zu äußern, knüpfte der Soldat an bestimmte Voraussetzungen:

„Wenn Sie einmal eine Zeitlang vorne wären und unsere Entbehrungen mitmachen müssten, dann würde Ihnen die Lust zu solch großen Tönen vergehen. Lassen Sie sich erst einmal die Knochen zerschneiden, dann haben Sie ein Recht mitzureden. Jetzt aber halten Sie den Mund! Tausendfacher Fluch über euch Mörder! Der Fluch aller Mütter, Väter und Krüppel komme über Euch!“⁴⁴

Der erbitterte Brief des Soldaten bezog sich nicht auf einen bestimmten Artikel Traubs. In seinen „Eisernen Blättern“ propagierte dieser jedoch unermüdlich die Notwendigkeit eines unerschütterlichen Siegeswillens und wandte sich damit nicht zuletzt an die aktiven Kriegsteilnehmer:

„Unsere Braven draußen müssen noch einmal alle Kraft zusammennehmen und es tut uns leid, daß wir ihnen keine andere Aussicht eröffnen können.“⁴⁵

⁴¹ Gedanken aus dem Schützengraben, in: Der Drahtverhau, Jg.2, Nr. 16, 27.2.1917.

⁴² Wirtshausstrategen, in: Der Bayrische Landwehrmann, Nr. 1, 1.10.1916.

⁴³ Liller Kriegszeitung, Jg. 4, Nr. 3, 7.8.1917.

⁴⁴ Zit. nach: Antwort eines deutschen Mannes, in: Eiserne Blätter, Nr. 70, [1917].

⁴⁵ Siegeswille 1917, in: Eiserne Blätter, Nr. 60, [Januar 1917].



Er führte – aus Sicht des Soldaten – von sicherem Posten aus Krieg, stellte sich am Schreibtisch und die Soldaten an der Front in eine Reihe, indem er schrieb:

„Mit frohem Trotz reiten wir einsam der Welt der kommenden Gefahr entgegen. ... Wer mit siegen will, muß den Weg der Gefahr mit ihr verantwortlich teilen.“⁴⁶

Der Soldat, der den Herausgeber Traub einen Kriegsverlängerer schalt, sah sich und seine Kameraden wohl als einzige den Weg der Gefahren gehen und verwies dem Schreibtischkrieger seine blumigen Formulierungen.

In den Feldzeitungen wurde dieser Aspekt der Heimatwahrnehmung mit solcher Eindeutigkeit nur selten thematisiert. Offensichtlich handelte es sich hier um einen heiklen Bereich, an den zu rühren auch der Propaganda wenig ratsam schien. Jedoch lassen sich diese aus den Feldzeitungen erkennbaren Konturen und Trennlinien zwischen Teilen der Heimat und Teilen der Frontsoldaten aus anderen Quellen nachzeichnen und vervollständigen. So ist im Werk des Untersuchungsausschusses eine Auswahl von Briefen und Briefauszügen – zumeist aus Privatbesitz – abgedruckt.⁴⁷ In ihnen wurde häufig über Kreise in der Heimat geschrieben, die am Krieg interessiert seien. Ein Unteroffizier schrieb nach Hause:

„Es ist zum Teufel holen, daß diese Bande immer daheim Eroberungen machen will, und wenn hier draußen nur ein winzig Grabenstück gestürmt oder wiedergeholt werden soll, so hört man auch nicht eine von diesen prahlerischen Stimmen.“⁴⁸

Seine Meinungen und Beobachtungen hat auch der engagierte und – nach eigenen Angaben – als großer Idealist in den Krieg gezogene Schütze Ludwig Schröder in vielen Briefen an seine Eltern zu Papier gebracht.⁴⁹ In einem Brief vom 13. Oktober 1917 war zu lesen:

„Jedenfalls ist soviel klar, daß die Vaterlandspartei eine Schöpfung ist, wie sie schlimmer für das Volksganze nicht sein kann. ... Und Landsberg hat Recht wenn er sagt, daß das die Herren sind, die ihre Gewinne aus dem Krieg ziehen. ‚Die Annexionslust‘, sagt er, ‚nimmt im Quadrat der Entfernung von der Front zu.‘ Jeder Feldsoldat wird ihm das bestätigen.“⁵⁰

⁴⁶ Es geht aufs Ganze, in: Eiserne Blätter, Nr. 66, [1917].

⁴⁷ WUA, Bd. 5, Beilage 2, 262-335. Es wird nicht erläutert, nach welchen Kriterien diese Briefe ausgesucht wurden. Dreh- und Angelpunkt scheint aber das Thema Friedenssehnsucht zu sein.

⁴⁸ WUA, Bd. 5, 273; Unteroffizier Karl Rehm an Karl Henke in Schwenningen a. N., 25.9.1917.

⁴⁹ In WUA, Bd. 5, sind Ausschnitte aus 25 Briefen Ludwigs Schröders aus dem Zeitraum August 1917 bis September 1918 abgedruckt. Er ist nicht als Pazifist oder Sozialist, sondern am ehesten wohl als Patriot zu bezeichnen. Als solcher beobachtete er Stimmungen und Vorgänge bei seinen Kameraden.

⁵⁰ WUA, Bd. 5, 274.

Die Quellen lassen vermuten, daß die Soldaten selbst von annexionistischen Kriegszielen nicht viel hielten, da der Wunsch nach Annexionen nur über einen länger dauernden Krieg erfüllt werden konnte. Dies widersprach dem Interesse der Soldaten an einem baldigen Frieden.⁵¹

Den Sachverhalt „Soldaten und Annexionen“ beschreibt eindrücklich der Truppenarzt Eugen Neter, der seine Beobachtungen während des Dienstes an der Front festgehalten hat:

„Das einzige Kriegsziel, das er [der Soldat] erkennen und mit seinem ganzen Wesen fühlen konnte, war die Losung: Wir führen einen Verteidigungskrieg. Bald aber wurde in weiten, der Front nicht angehörigen Kreisen aus dem Wille der Abwehr ein Wille der Eroberung. ... Im großen und ganzen verhielt sich die Truppe ablehnend gegenüber den Bestrebungen nach ‚strategischen Sicherungen und Grenzberichtigungen in Ost und West‘ ... Und als im Sommer 1918 die Erfolge, die den Krieg beenden sollten, ausblieben, da fehlte der Front wohl jedes Verständnis für das Verhalten weiter Kreise, die ... noch im Juli 1918 einen Frieden mit dem Status quo ante ablehnten. ... Der Frontkämpfer zeigte eine zunehmende Gereiztheit gegen die in der Heimat, in der Etappe und bei höheren Stäben betätigte Agitation für die Ziele der Vaterlandspartei.“⁵²

Als Resultat – so Neter – sei bei vielen Soldaten die Ansicht vorherrschend geworden, der „Krieg des Volkes“ sei zum „Krieg der Dynastie, der Industrie und der Großfinanz“ geworden.

Daß die Aussicht, für Kriegsgewinnler und Annexionisten zu kämpfen, nicht stimulierend für die Kampfmentalität sein konnte, ist leicht vorstellbar. Vor diesem Hintergrund sind auch die zahlreichen Artikel der Armeezeitungen zu interpretieren, die zum einen darlegen, was die deutsche Niederlage für die Heimat insgesamt, speziell aber für die Arbeiterschaft bedeuten würde. Die nicht ausdrücklich gestellte Frage, wofür eigentlich gekämpft werde, ist unausgesprochen in allen diesen Artikeln enthalten. Die Antworten lauteten: dafür, daß deutscher Besitz nicht zerstört und zertrümmert werde;⁵³ oder dafür, daß die deutschen Frauen und Töchter nicht „Schwarzen und Gelben“ in die Hände fallen.⁵⁴

In der Kriegszieldiskussion standen sich also Frontsoldaten, die einen Verständigungsfrieden und ein rasches Kriegsende forderten, und annexionswillige

⁵¹ Der Friedenssehnsucht der Soldaten entgegenzuwirken gehörte zu den Schwerpunkten der Propaganda in den Feldzeitungen. Vgl. Der deutsche Friede, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 3, Nr. 43, 6.12.1916; Frieden, aber erst siegen!, in: Der Schützengraben (Korpszeitung), Nr. 20, 3.6.1916.

⁵² Eugen Neter: Der seelische Zusammenbruch der deutschen Kampffront 1918. Betrachtungen eines Frontarztes, in: Süddeutsche Monatshefte, 22 (1925), H.10, 1-46, 31f. Neter hatte bereits im Oktober 1918 vergeblich versucht, seine Aufzeichnungen zu veröffentlichen.

⁵³ Kriegsleihe und Kriegsdauer, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 4, Nr. 20, 27.9.1917.

⁵⁴ Was euch ein Kamerad zu sagen hat, in: Liller Kriegszeitung, Jg. 4, Nr. 35, 11.11.1917.

Befürworter eines Siegfriedens in Kreisen der Heimat und bei der militärischen Führung gegenüber.

Wie aber verhielten sich die Soldaten gegenüber denjenigen in der Heimat, die aktiv für eine schnelle Beendigung des Krieges kämpften, indem sie streikten?

Auf den großen Januarstreik von 1918 reagierten alle Feldzeitungen emotional. Dabei kamen insbesondere in den Armeezeitungen bereits Argumente zum Einsatz, wie sie später für die Dolchstoßlegende konstitutiv werden sollten.

Es ist ausgesprochen schwierig, die Stellung und Einschätzung der Soldaten zu diesen Ereignissen zwischen den Zeilen der Feldzeitungen herauszulesen. Offiziell wurde der Streik in einer Mischung von Wut, Fassungslosigkeit und Verzweiflung verurteilt. Die Streikenden wurden zu „Mördern an [ihren] deutschen Brüdern“ erklärt.⁵⁵ Später gängige Bilder – von Heer und Heimat, die kein Verständnis mehr füreinander hätten; vom Heer, das die Heimat rücklings erdolcht habe – wurden hier bereits lanciert. Zu lesen war zum Beispiel:

„Man versteht bei den Feldgrauen beinahe die Heimat nicht mehr! Sorgt dafür, daß man nicht ganz irre an Euch daheim wird. Seht zu, daß nicht Heimat und Heer in zwei ganz verschiedenen Welten leben. Ihr alle daheim habt von uns den Ehrennamen erhalten: Heimatheer! Besudelt diesen Namen nicht und fallt uns nicht in den Rücken!“⁵⁶

Zu beachten ist, daß der Artikel die Heimat als Ganzes attackierte. So übertrug man die Kritik an den Streikenden pauschal auf die gesamte Heimat.

Auch in den Schützengrabenzeitungen wurde der Streik einmütig verurteilt. Der „Bayrische Landwehrmann“ widmete ihm eine ganze Nummer. Feldwebel Edmeier schleuderte in bis dahin ungekannter Schärfe eine schrille Generalabrechnung in Richtung Heimat. Der haßerfüllte Artikel spricht für sich:

„Aus was bestand denn der Haufen der Landesverräter? – Aus Buben, die noch nicht trocken hinter den Ohren und Weibern kaum den Kinderschuhen entwachsen ...

Nennt sie uns, brennt ihnen ein Zeichen auf die Stirne, damit wir nach unserer Rückkehr dem Bruder, wenn er dabei war, ins Gesicht spucken, damit wir uns hüten können, diese Weiber zu berühren, um nicht durch diese Giftpflanzen neue in die Welt zu setzen! –

Warum dürfen wir nicht unsere Mörser und Maschinengewehre einen Tag lang umkehren, um aus diesem ehr- und gesinnungslosen Abschaum des deutschen Volkes Hackfleisch zu bereiten!? –

⁵⁵ Schämt Euch!, in: Kriegszeitung der 1. Armee, Nr. 131, 10.2.1918.

⁵⁶ Ebd.

*... Ströme von Blut der Frontsoldaten wird es kosten, um diese Scharte an
unserem Schwerte wieder auszuwetzen!
SCHANDE DEN VERRÄTERN!*⁵⁷

Moderater ging es im „Drahtverhau“ zu. Die Soldaten verdamnten den Streik allgemein, hieß es. Doch wurden beiläufig auch Soldaten erwähnt, die versucht hatten, die Streikenden in Schutz zu nehmen. Allerdings seien die Stimmen dieser „Weltfriedensschwärmer und gewissenlose[n] Dummköpfe“ überall von dem Zorn der Mehrheit übertönt worden.⁵⁸ Ausnahmslos verdammt wurde der Streik also nicht, sonst hätten sich die Schützengrabenzeitungen nicht genötigt gesehen, auf diese Stimmen einzugehen.

Private Quellen bestätigen diese Polarisierung an der Front: Der Streik wurde sowohl verurteilt als auch zögernd begrüßt.⁵⁹

Es ist unmöglich zu quantifizieren, wieviele Soldaten den Streik guthießen oder zumindest nicht verdamnten und wieviele dem „Bayrischen Landwehrmann“ zustimmten. Gleichwohl kann nicht übersehen werden, daß es Soldaten gab, die sich der Kritik, wie sie in den Armeezeitungen vertreten wurde, nicht anschlossen. Und dennoch hat genau diese Argumentation das Bild vom Verhältnis zwischen Front und Heimat ganz nachhaltig beeinflusst – nach Kriegsende vor allem vor dem Hintergrund der Novemberrevolution.

3.

Alles, was an der Front von der Heimat wahrgenommen wurde, wirkte auf die Soldaten beunruhigend – so lautet der kleinste gemeinsame Nenner in der Wahrnehmung der Heimat durch die Frontsoldaten. Aber nicht alles Wahrgenommene führte zu Gegensätzen zwischen Front und Heimat. Vielmehr gab es Erfahrungen, die beide trennten, aber auch solche, die verbanden. Zu letzteren zählte die Beziehung zwischen den Soldaten und ihren Familien, das persönliche Umfeld, dem sie entstammten. So ließen die ungesicherte Existenzgrundlage der Angehörigen in der Heimat und die vielfältigen Strapazen des Frontalltags eine Schicksalsgemeinschaft der Notleidenden zu Hause und an der Front entstehen. Die negativen Auswirkungen dieses Einverständnisses auf die Kampfmoral der Soldaten wurde durch die Diskussion um einen Sieg- oder Verständigungsfrieden noch verschärft. Gleichermaßen trennend wie verbindend wirkte der Januarstreik von 1918.

⁵⁷ Landesverrat oder Büberei?, in: Der Bayrische Landwehrmann, Jg. 4, Nr. 5, [Februar 1918]. Diese Nummer behandelte ausschließlich den Streik. Auf der ersten Seite des noch vorhandenen Exemplars befindet sich ein roter Stempelvermerk: „Trotz erster Weigerung von der Zensur freigegeben“.

⁵⁸ Der Streik, in: Der Drahtverhau, Jg. 3, Nr. 15, Februar 1918.

⁵⁹ Vgl. die im WUA, Bd. 5, abgedruckten Briefe, bes. 282f.

Das Verhalten ganz unterschiedlicher Personengruppen in der Heimat konnte Widerspruch und Unmut bei den Frontsoldaten hervorrufen: die „Kriegsgewinnler und Annexionisten“ genauso wie die „Verräter und Brudermörder“. Dies zu sehen ist wichtig. Denn im „Kriegserlebnis“ der Soldaten war nicht zwangsläufig angelegt, wer später vor den Frontsoldaten und der Gesellschaft den Ausgang und vor allem die Leiden des Krieges zu verantworten haben würde. Ebenso wenig legten die Erfahrungen des Krieges fest, daß in der Weimarer Republik aggressiv-nationalistische Kreise das Kriegserlebnis usurpieren und in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen instrumentalisieren konnten. Indem dies aber geschah, verblaßten offenbar die Gemeinsamkeiten, die es während des Krieges zwischen Teilen der Heimat und der Front gegeben hatte. Ebenso verblaßte der Streit um die Kriegsziele. Vor dem Hintergrund der Novemberrevolution erinnerte man sich immer weniger der noch kurz zuvor als „Kriegstreiber“ und „Kriegsverlängerer“ gescholtenen Kreise, umso mehr dafür der „Verräter und Brudermörder“. In den Schlagworten von „Dolchstoß“ und „Kriegsschuldlüge“ verwischte sich die während des Krieges bestehende Vielschichtigkeit der Heimatwahrnehmung durch die Frontsoldaten. Übrig blieb im öffentlich gepflegten Gedächtnis an Krieg und Kriegsende das Bild von der Heimat, die – im Gegensatz zu der Front – während des Krieges versagt und sich damit vor den ehemaligen Frontsoldaten disqualifiziert hatte. Hier kam es tatsächlich zu einem Auseinandertreten: zwischen Erfahrungs- und Wirkungsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Erstere verblaßte in der Weimarer Republik zugunsten einer heroisierenden Wirkungsgeschichte unter dem Schlagwort „Kriegserlebnis“, das mit den Kriegserfahrungen in den Schützengräben immer weniger gemein hatte.